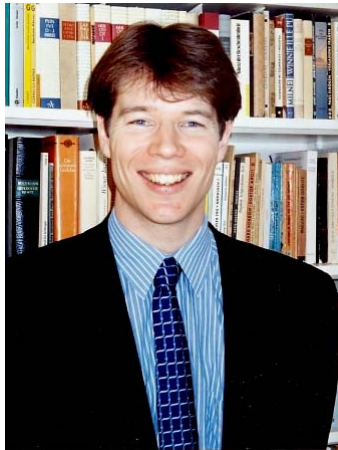


SUCCESS STORIES

Mehr sein als scheinen

Oliver Jens Schmitt – Professor für Osteuropäische Geschichte an der Universität Wien



1973 in Basel geboren, studierte Oliver Jens Schmitt Byzantinistik und Neogräzistik, Ost- und Südosteuropäische, Alte und Mittelalterliche Geschichte sowie Griechische Philologie in Basel, Wien, Berlin und München. Er wurde 1993 in das Förderprogramm der Schweizerischen Studienstiftung aufgenommen, von dem er bis zu seiner

Promotion im Jahr 2000 profitierte. Von 1999 bis 2000 weilte er als Stipendiat des Deutschen Studienzentrums in Venedig und erhielt 1999 sowie 2001 bis 2003 ein Stipendium des Schweizerischen Nationalfonds.

Nach der Promotion an der Universität München absolvierte er einen Forschungsaufenthalt als Mitglied des Schweizer Instituts in Rom. Er wirkte anschliessend als Lehrbeauftragter am Institut für Geschichte Ost- und Südosteuropas der Universität München und habilitierte im Fach Ost- und Südosteuropäische Geschichte an der

Universität Regensburg. 2004 trat er eine Förderungsprofessur des Schweizerischen Nationalfonds am Historischen Institut der Universität Bern an, bevor er 2005 als Professor für Geschichte Südosteuropas an die Universität Wien berufen wurde. Er ist Vorsitzender des Stiftungsrats des Südost-Instituts und korrespondierendes Mitglied der phil.-hist. Klasse der Österreichischen Akademie der Wissenschaften. Kürzlich hat seine neue entmythologisierende Biografie des von den Albanern als Nationalhelden verehrten Fürsten Skanderberg auf dem West-Balkan zu heftigen Diskussionen geführt.

Herr Schmitt, wann und wie sind Sie zur Studienstiftung gestossen?

Ich gehöre zur ersten Generation der Studienstiftler. 1993 hat die Stiftung Schweizer Jugend forsch meinem Projekt an ihrem nationalen Wettbewerb das Prädikat „hervorragend“ verliehen, und ich habe aufgrund dessen eine Einladung zum Aufnahmeinterview bei der Geschäftsstelle der Schweizerischen Studienstiftung in Zürich erhalten.

Was waren Ihre damaligen Erwartungen an die Studienstiftung und inwiefern haben sich diese erfüllt? Wie haben Sie die Förderung der Studienstiftung erlebt?

Ich bin, wie man so schön sagt, erwartungsoffen zum Interview gegangen. Damals war die Stiftung noch kaum bekannt, und ich konnte mir nichts Genaueres darunter vorstellen. Rückblickend habe ich viel Positives aus meiner Zeit bei der Studienstiftung mitgenommen, vor allem Atmosphärisches.

Schon das Auswahlinterview gab mir einen guten Eindruck der in der Stiftung herrschenden anregenden und motivierenden Atmosphäre. Ich habe damals Byzantinistik studiert, ein eher exotisches Fach. Dennoch habe ich bei den Vertretern der Studienstiftung und den anderen Geförderten von Anfang an eine genuine Neugier gespürt für das, was ich machte. Daraus habe ich viel Motivation geschöpft.

Auch in der individuellen Betreuung, die ich erlebt habe, waren dieses Interesse und diese Wertschätzung für mich und meine Arbeit stets spürbar. Dies obwohl ich zu einem grossen Teil eine „Fernförderung“ genoss, da ich fast mein gesamtes Studium im Ausland absolvierte. Damals lief noch sehr viel per Post ab. Ich habe noch einen ganzen Ordner mit Studienstiftungs-Korrespondenz zu Hause.

Während meines Studiums in Wien und in München hat mir die Schweizerische Studienstiftung zudem Kontakte zur Studienstiftung des deutschen Volkes vermittelt, was meine dortige Integration sehr erleichterte. Gleichzeitig habe ich die Schweizerische Studienstiftung als eine Art Nabelschnur erlebt, welche mich am Puls der Schweiz angebunden hielt. Veranstaltungen der Studienstiftung in der Schweiz konnte ich vom Ausland aus zwar leider nur wenige besuchen. An diese erinnere ich mich jedoch besonders gerne, nicht zuletzt wegen der menschlich und intellektuell anregenden Atmosphäre, die dort herrschte. Die Teilnehmenden waren sehr interessiert und engagiert, ohne sich in den Vordergrund zu drängen. Wir wurden zwar gefordert, aber nicht zu blossen Leistungsmaschinen degradiert. „Mehr sein als scheinen“ würde ich die Haltung umschreiben, die ich in der Schweizerischen Studienstiftung erlebt habe. Die Stimmung in der deutschen Studienstiftung habe ich demgegenüber als weit kompetitiver erlebt.

Die in der Schweizerischen Studienstiftung gelebten Formen von Soziabilität halte ich für wichtig. An der „Massenuniversität“ besteht paradoxerweise die Gefahr der Vereinzelung. In der Schweizerischen Studienstiftung hingegen habe ich ein Gefühl von Zusammenhalt gespürt. Den Austausch mit Leuten, die ähnlich denken, die gut zuhören und Feedback geben, habe ich sehr geschätzt.

Hatte die Studienstiftung auch Auswirkungen auf Ihre berufliche Entwicklung?

Wichtig für meine spätere Laufbahn waren für mich, nebst dem zusätzlichen Motivationsschub durch die Förderung, auch drei Sprachaufenthalte, die ich ohne die finanzielle Unterstützung Schweizerische Studienstiftung nicht hätte absolvieren können. Dabei war nicht nur der intensive Sprachunterricht befruchtend für mich, sondern auch die Möglichkeit, in die lokale Mentalität und Kultur einzutauchen. Mit meiner altsprachlichen Matura hatte ich den Englischunterricht in Oxford und London sehr nötig. Von meinen in Rom gewonnenen Italienischkenntnissen habe ich ebenfalls bei meiner späteren Arbeit stark profitiert. So etwa als Mitglied des Schweizer Instituts in Rom, bei meiner Dissertation über ein venezianisches Thema sowie heute in meiner Funktion als Mitglied des wissenschaftlichen Beirats des Deutschen Studienzentrums in Venedig, bei der ich eng mit dem Istituto veneto di scienze, lettere ed arti zusammenarbeite.

Ich kann mir zudem gut vorstellen, dass das „Label Studienstiftung“, zumindest in Deutschland, bei meinen Bewerbungen geholfen hat. Ob es auch bei den Entscheiden des Schweizerischen Nationalfonds eine Rolle spielte, weiss ich nicht. Ich persönlich schaue mir bei der Auswahl meiner Mitarbeiter sicher Bewerbungen von Studienstiftlerinnen und Studienstiftlern genauer an, denn meiner Erfahrung nach sind sie überdurchschnittlich selbständig und intellektuell agil.

Was war die Motivation für Ihre Studienwahl?

Die Wahl meines Studienfachs fiel mir nicht schwer. Schon früh habe ich eine diffuse Faszination für Südosteuropa gehegt, ohne dass ich genau ein Erlebnis benennen könnte, das diese ausgelöst hat. Im Gymnasium haben mich dann viele Lehrer in meinem diesbezüglichen Wissensdurst unterstützt, ganz besonders begeistert hat mich dabei der Altgriechisch-Unterricht. Mein Wissen aus Büchern habe ich später vertieft, indem ich Sprachen dieser Länder erlernte und diese mit dem Rucksack bereiste.

Wie sahen Ihre Zukunftspläne beim Eintritt in die Studienstiftung, das heisst bei Ihrem Studienbeginn, aus und inwiefern haben sich diese erfüllt, beziehungsweise weiterentwickelt?

Ich war von Anfang an interessiert an einer wissenschaftlichen Laufbahn, hatte aber nur sehr vage Vorstellungen davon, wie eine solche genau aussehen würde und wie ich dahin gelangen sollte. In erster Linie war ich von meinem Fach begeistert, konkrete Karrierepläne habe ich lange keine geschmiedet.

Erst auf der Habilitationsstufe habe ich angefangen, gezielter an meiner Laufbahn zu arbeiten. Ich hatte das Glück, von vielen Seiten gefördert zu werden, nicht nur durch die Studienstiftung, sondern später auch durch den Schweizerischen Nationalfonds und durch zahlreiche ausgezeichnete Mentoren an der Universität. Diese haben

mich frei gehalten von weniger positiven Aspekten des Wissenschaftsbetriebs und mir ermöglicht, mich auf meine Arbeit zu konzentrieren und vorwärtszukommen. Es wurden dann zum richtigen Zeitpunkt gleich mehrere Professuren in meinem Fachgebiet frei. Dass ich mit 31 Jahren schliesslich bereits als Professor an die Universität Wien berufen wurde, erachte ich als ein grosses Glück.

Demnächst führt die Studienstiftung eine Veranstaltung durch mit dem Titel „Der schmale Pfad zur Professur“ für Doktorierende, welche eine wissenschaftliche Karriere einschlagen wollen. Sie selber sind bereits im Alter von 31 Jahren ans Ende dieses Pfades gelangt. Welche Tipps würden Sie diesen Stiftlerinnen und Stiftlern mit auf den Weg geben?

Ich würde ihnen raten, genau das zu machen, was ihnen wichtig ist. Sie sollen für sich definieren, welche Inhalte und Themen ihnen wirklich etwas bedeuten und sie über Jahre hinweg auch begeistern können. Es ist langfristig wenig hilfreich, Forschungsgebiete aus karrieretechnischen Gründen zu wählen. Dies ist zumindest meine persönliche Erfahrung gewesen. Meine Themen waren in meinem Fachgebiet recht abseitig, als ich sie in Angriff nahm, mittlerweile werden sie aber stärker beachtet. Meiner Meinung nach lohnt es sich auch nicht, sich durch Anpassung frühzeitig zu verbrauchen und aus den Augen zu verlieren, weswegen man sich auf den Weg gemacht hat.

Alle, die diesen Weg gehen wollen, müssen sich zudem bewusst sein, wie viel Unplanbares sie damit auf sich nehmen. Angesichts des sehr beschränkten Stellenangebots müssen sie sich zum Beispiel sicher Gedanken darüber machen, ob sie bereit sind, langfristig im Ausland zu leben. Mir scheint es auch wichtig, dass man sich darüber im Klaren ist, wo man die rote Linie ziehen würde, was die eigene Unabhängigkeit oder auch die Lebensgestaltung betrifft. Man sollte immer einen Plan B bereit haben. Das hilft, einen Strich zu ziehen, wenn z.B. im Wissenschaftsbetrieb die Selbstachtung in Gefahr gerät oder man sich eingestehen muss, dass man realistisch gesehen wenig Aussicht auf eine Stelle hat. Als ich mich zum Beispiel für meine erste Professur bewarb, wusste ich, dass auf dem überschaubaren Arbeitsmarkt meines Fachgebietes für die nächsten paar Jahre mit grösster Wahrscheinlichkeit keine interessanten Stellen mehr frei würden. Wären meine Bewerbungen damals fehlgeschlagen – was in einem kleinen Fach auch eine Aussage über die allgemeinen Aussichten darstellt –, dann wäre für mich sicher zunächst einmal mein Plan B ins Spiel gekommen – ich wäre Gymnasiallehrer geworden, ohne aber die Beschäftigung mit Wissenschaft gleich ganz aufzugeben.

Heute sehe ich, dass es sich gelohnt hat, diesen schmalen Pfad einzuschlagen, wobei anzufügen ist, dass dies leicht festgestellt werden kann, wenn der Pfad eben nicht sehr

schmal und vor allem nicht sehr lang war. Für mich ist die Arbeit als Universitätsprofessor ein Idealberuf. Ganz besonders schätze ich dabei die grosse Unabhängigkeit und Freiheit sowie die Vielzahl der Gestaltungsmöglichkeiten, die man hat.

Was sind Ihre Pläne und Wünsche für Ihre weitere Zukunft? Welche kurzfristigen und langfristigen Ziele möchten Sie noch erreichen?

Ich möchte noch ein paar gute Bücher publizieren. Ausserdem möchte ich meine Kreativität stets befruchtend in der Lehre einbringen. Es ist ausserordentlich motivierend, wenn Studierende begeistert mitziehen. Ich erlebe das gerade bei einem Projekt über Faschismus im Rumänien der Zwischenkriegszeit, das ich derzeit mit einer jungen Gruppe aufbaue. Wo immer möglich versuche ich eine fruchtbare Atmosphäre zu schaffen, wie ich sie selbst erlebt habe.

Insgesamt hoffe ich, dass ich noch lange Zeit kreativ bleiben kann. Letztlich ist die zentrale Frage in der Wissenschaft, wie lange man wirklich kreativ sein kann. Denn es braucht nicht nur einen langen Atem, um zur Professur zu gelangen, sondern auch, um noch all die Jahrzehnte, in denen man auf dem Lehrstuhl sitzt, zu gestalten, und nicht nur frühere Ideen zu verwalten. Ich denke, dass dies nur dann gelingt, wenn man sich nicht beim Erklimmen der Karriereleiter verausgabt hat und dabei

seine eigenen Ideen zurücklassen musste. Die Jahre zwischen 20 und 30 sind dabei entscheidend. In diesem Zeitraum findet die akademische Sozialisierung im Wesentlichen statt, entwickelt sich die eigene Kreativität. Wenn in diesem Zeitfenster auf ein Umfeld trifft, das Kreativität vorlebt, freies Denken ermöglicht, intellektuelle Neugier fördert, und dies über die engen Bahnen im eigenen Fach hinaus, zehrt man später noch lange Jahre davon.

Sehen Sie eine Aufgabe der Studienstiftung darin, ein solches Umfeld zu schaffen?

Ja, denn dies alles kann die Universität allein nur sehr bedingt leisten. Ich habe es selbst im Studium erlebt und erlebe es auch jetzt als Professor. An der Universität wird eine sehr grosse Zahl von Studenten unterrichtet. Solche Freiräume, wie sie die Studienstiftung bietet, sind in diesem System kaum möglich.

Was verstehen Sie unter „Freiräumen“?

Mit Freiräumen und Freiheit meine ich nicht Anarchie. Man braucht durchaus einen Rahmen und einen Stimulus, um sich voll entfalten zu können. Ich finde es wichtig, dass die Studienstiftung dies bietet und die Geförderten auch fordert, das heisst von Ihnen die Qualität verlangt, die auch später in ihrem Berufsleben erforderlich ist. Ich meine damit eher freie Denkräume, ein Gegensteuer dazu, dass

man zu früh in zu enge Bahnen gerät, einen Ort, in dem man vor Zwängen geschützt ist, in dem man die interdisziplinären Grenzen ausloten kann, wo man Internationalität erlebt und sich wissenschaftliche Neugier zweckfrei entfalten kann und nicht alles auf ein festes Ziel hin verplant wird. Die Studienstiftung wird dabei nicht innerhalb von fünf Jahren den perfekten Chemiker für die Firma X produzieren, sondern guten, eigenständig denkenden und kreativen wissenschaftlichen Nachwuchs.

Ich sehe die Studienstiftung als eine Art Hebamme. Ihre Resultate sind nicht sofort ganz klar ersichtlich, aber langfristig schon. Damit erfüllt sie auch für den Standort Schweiz eine wichtige strategische Aufgabe.

Die Arbeit der Studienstiftung halte ich heute für wichtiger denn je, als Gegensteuer zum Bologna-Prozess.

Interview: Nicole Schwyzer, 18.9.09